Leben · Wissen · Kunst

Chopin im Pferdestall.

Westfront, 8. Juli 1917.

Die Verwundeten füllen langsam den ehemaligen Pferdestall. Einer nach dem andern humpelt herein, tastet sich an seinem Stocke zwischen den schmalen Bänken entlang und setzt sich vorsichtig nieder. In der Ecke, auf einem Podium, steht das kleine, schwarze Klavier. Ein Tisch mit weißer Decke und einem roten Blumenstrauß daneben. Oben, durch die runden, halbgeöffneten Stallfenster dringt das Licht der Julisonne. Jetzt sind alle Bänke voll von Soldaten in blauweißgestreiften Kitteln, in grauen, ausgewaschenen Uniformen, mit dicken, weißen Binden um Kopf, um Arm, um Hals. Es ist eine niederdrückende Hitze in dem ehemaligen Pferdestall. Und es riecht nach Wundverbänden. Die Leute sitzen still und stumm.

„Sehen Sie den vordersten links, der die rechte Hand auf dem Stock liegen hat? Er schwebte vorgestern noch zwischen Tod und Leben," — sagt der Unterarzt leise und zeigt auf einen schmalen, kleinen Juden, von dessem Kopf nichts als die Augen herausgucken.

Jetzt geht die Tür auf. Die Sängerin, die Pianistin treten herein. Die Köpfe der Verwundeten drehen sich langsam nach den Frauen herum. Ah! — Ein grünes Kleid rauscht durch den Pferdestall. Was für ein Hut auf dem schwarzen Haar der Sängerin! Jetzt steigen beide auf das Podium. Sie nicken freundlich zu den Kranken herab, die große Augen machen. Die Sängerin trägt rosafarbige Strümpfe.

Dies ist ein Lazarett dicht hinter der Front. Einige dieser Leute kommen eben aus den Kämpfen an der Aisne. Vor ihren Augen zittern noch die Bilder des Grauens. Bei jedem Geräusch schrecken sie zusammen. Dies Lazarett ist nicht komfortabel. Es ist ein richtiges Frontlazarett. Aber eine müde, frohe Ruhe liegt über den Sälen die Ruhe der eben Geretteten. In diesem ehemaligen Pferdestall pflegen die leichter Verwundeten sonst zu essen. Heute aber hat jeder das Bett verlassen, der [illegible] kann. Die beiden Frauen, die oben auf dem Podium stehen, sind aus München gekommen. Im Anfang des Krieges wurden die Verwundeten in der Heimat mit Konzerten, Tee und Spazierfahrten fast erdrückt. Es ist gut, daß die geistige Fürsorge sich jetzt bis hinter die Front wagt.

Das Konzert beginnt. Die Pianistin muß sich ein paar Notenbücher unter ihr Sitzfleisch legen, weil der Stuhl zu niedrig ist. Da geht ein Schmunzeln und Grinsen über die verbundenen Köpfe. Aber nun beginnt es wirklich. Ein paar rauschende Akkorde — auf dem klappernden Klavier — nach oben und unten. Die Sängerin reckt sich. Die Begleitung setzt ein. Und eine tiefe, volle Altstimme schwingt durch den Pferdestall.

Sie singt vom Frühling und kleinen Mädchen, vom Mondnächten und Dorfstraßen, von Küssen und heimlicher Liebe. Sie singt Lustiges und Trauriges, Hurtiges und Getragenes, und immer hüpfen die Töne auf dem Klavier ihr flatternd voran und hinterher. Sie singt Brahms und Hugo Wolff, Schumann und uralte Volkslieder. Beim ersten sind die Verwundeten noch etwas mißtrauisch. Noch haben sie keine Distanz. Noch interessiert das Weib an sich sie zu sehr, das da plötzlich aus einer längst vergessenen Welt in ihre Einsamkeit zwischen Tod und Leben eingebrochen ist. Aber die Kunst singt sie empor. Die Gesichter werden ruhiger, die Augen lugen schärfer. Da sitzt ein Knabe von kaum 18 Jahren — mit einer großen Hornbrille, die durch Bindfäden an den Ohren befestigt ist. Vielleicht ein Student, vielleicht ein Musikant. Er sitzt ergriffen, vornübergebeugt, und wischt sich den perlenden Schweiß von der Stirn. Ein anderer mit verkniffenem Gesicht — als sehnte er diese Töne des Friedens ab. Ein dritter lächelt verschmitzt, als sie vom Küssen singt. Und ein vierter macht große, strahlende Augen, als sagte er: „Jawohl, so war es." Es sind dies Männer aus allen Landschaften und aus allen Ständen Deutschlands. Jeder fühlt es anders. Aber jeder fühlt etwas Neues in sein Leben brechen, Erinnerung und Sehnsucht, strahlende Freude und schmerzvollen Zwiespalt in seiner armen, grauen Seele weckend.

Wie dankbar sind diese Menschen. Einige können nicht klatschen, weil ihr Arm zerschossen ist. Die nicken mit dem Kopfe oder trampeln mit den Füßen. Andere, die ganz vorn beim Podium sitzen, wagen ihrer Freude nur schüchtern Ausdruck zu geben, als schämten sie sich vor diesen eleganten Frauen. Aber alle Gesichter sind jetzt froh, entspannt, erlöst. An diesem Tage sieht der kleine Pferdestall mehr Freude in seinen kahlen Räumen als mancher große Konzertsaal im Frieden.

Nun beginnt die Pianistin. Sie spielt Strauß, Chopin und Liszt — vor allem aber Chopin. Aus dem kleinen, schwarzen Klavier zaubert sie eine stürzende Flut von geordneten Tönen hervor. Jetzt sind die Leute sofort bei der Sache. Einige verfolgen nur die Hände, die wie ein Hammerwerk klopfen und hin und her über die Tasten wirbeln, die Teufelshände, die überall zugleich die ausbrechenden Klangfluten bändigen und herrisch mit der Melodie in ihre Schranken weisen. Einige stoßen sich an. Andere klopfen mit dem Fuß den Takt. Einer ist aufgestanden, als könnte er so besser hören. Man sieht ein paar schwarze, verarbeitete Hände auf einem totenbleichen Gesicht — eingefallene Wangen eines jungen Mannes, die von einem dünnen, blonden Vollbart umrahmt sind. Auf und ab wogt noch immer die Flut der Töne. In ihnen steigt für die Verwundeten noch einmal alles empor: die Angst und das trommelnde Feuer und der Schmerz und der quälende Durst nach Leben. Alle Vergangenheit wird in den Tönen noch einmal schreckhaft lebendig. — Die Töne ringen gegeneinander. — In allen Hirnen und Herzen wogt es dumpf hin und her. Auf den Gesichtern eine ängstliche Spannung. Aber plötzlich ist die Flut wieder geglättet. Die Melodie bricht von unten, von oben, von allen Seiten lieblich hervor. Alles Dunkle, alle Angst entflieht. Und in klaren, mächtigen Akkorden fällt der Spuk in sich zusammen. Eine kleine Pause der Ergriffenheit. „Donnerwetter" — hört man aus einer Reihe rufen. Dann bricht der Beifall los.

Den Schluß machte die Sängerin. Sie sang Carmen. Nichts Befremdendes mehr lag jetzt für die Verwundeten über ihrem Singen. Sie sang natürlicher als vorher, [illegible] als ein paar Tage vorher im [illegible]. In dem kleinen Pferdestall von den Verwundeten hatten [illegible] ... [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Heiteres von Frau von Staël und unsern Klassikern.

Zu ihrem 100. Todestag, 14. Juli.

Als „Abgesandte der großen Welt" an die deutsche Kleinwelt, so kam Frau von Staël am 13. Dezember 1803 nach Weimar, „als Reisende zu den Hyperboräern", wie Goethe sich ein andermal ironisch ausdrückt. Sie entdeckte hier eine neue Kultur und einen neuen Geist, mit denen sie die übrige Welt bekannt machte, aber dieser Zusammenstoß einer Vertreterin der französischen Revolutionszeit mit den in ihrer äußeren Enge innerlich so reichen deutschen Geistesgrößen mußte zu allerlei komischen Zwischenfällen führen. Die Heldin der Pariser Salons, die Tochter des reichen Finanzmannes Necker, konnte sich nicht genug wundern über die Einfachheit, ja Ärmlichkeit, in der diese berühmten Männer lebten; überall witterte sie hinter diesem so idyllischen Kleinstadtleben romantische Dinge und versicherte z. B., ihre deutschen Bediensteten sprächen wie die Chöre in der Braut von Messina.

Schiller begegnete sie zum erstenmal bei einem Teeabend bei der Herzogin und hielt den hohen, stillen Mann in seiner Hofuniform für einen General. Als man sie über ihren Irrtum aufgeklärt hatte, fing sie sogleich in einem erstaunlichen Redeschwall über die Kantsche Philosophie und die Ueberlegenheit des französischen Dramas mit ihm zu sprechen an, und es war dem Dichter des Wallenstein nicht leicht, sich ihrer heftigen Bemühungen um ihn zu erwehren. Immerhin fand er doch sehr viel Interessantes an ihr und suchte Goethe, der sich in weislicher Abgeschiedenheit in Jena noch zurückhielt, schonend auf sie vorzubereiten. „Das einzige Lästige", schreibt er an ihn, „ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge. Man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, mit meiner wenigen Fertigkeit im Französischreden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie, bei Ihrer größeren Uebung, eine sehr leichte Kommunikation mit ihr haben." Am Weihnachtsabend trat ihr dann bei der Herzogin-Mutter der von ihr so dringend herbeigesehnte Schöpfer des Werther zum erstenmal entgegen. Seine äußere Erscheinung enttäuschte sie, „weil sie sich einen höchstens etwas älter gewordenen Werther vorphantasiert hatte". Als er, auf ihre erste Begegnung mit Schiller anspielend, sie scherzhaft fragte, wofür sie wohl ihn in einer Hofuniform gehalten hätte, sagte sie, er würde sich sehr gut darin ausgenommen haben „wegen Ihrer guten und schönen Rundlichkeit", wobei sie eine sehr bezeichnende Handbewegung machte. Im allgemeinen vermißte sie an dem „Geheimen Rat" den leidenschaftlichen Ueberschwang und das geniale Feuer, das sie nach seinen Dichtungen in seinem äußeren Benehmen vermutet hatte. Goethe erzählt dafür eine bezeichnende Geschichte in seinen Annalen: „Frau von Staël äußerte sich wie gewöhnlich über mein Schweigen und fügte hinzu: „Ueberhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat." Ich sagte darauf halblaut, so daß es nur meine Nächsten vernehmen konnten: da müssen wir uns denn doch schon manchmal bespitzt haben. Ein mäßiges Gelächter entstand darauf; sie wollte den Anlaß erfahren, niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichsten Sinne französisch wiedergeben; bis endlich B. Constant auf ihr anhaltendes Fordern und Drängen es unternahm, ihr mit einer euphemistischen Phrase genug zu tun". Als Frau von Staël nach Frankfurt kam, mußte sie auch Goethes Mutter kennen lernen.

Bettina Brentano erzählt in ihrem Briefwechsel mit einem Kinde zwar nicht historisch genau, aber doch mit hoher innerlicher Wahrheit, wie die alte Frau Rat, großartig geschmückt, die geistreiche Fremde empfing. Frau von Staël „war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein ebensolches Gewand, sehr hoch gegürtet; ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch von einem mystischen Rot; die Handschuhe waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt." Frau Rat breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der Rechten salutierte sie mit dem Fächer spielend, und indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, so daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: „Je suis la mère de Goethe." „Ah, je suis charmée," sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem französischen Neujahrswunsch — kurz, ich glaube, die Audienz war vollkommen und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza. Sehr beleidigt fühlte sich Fichte durch Frau von Staël. Sie hatte sich die größte Mühe gegeben, ihn in Berlin kennen zu lernen. Als sie ihm endlich gegenüberstand, verlangte sie ungestüm, daß er ihr in einer Viertelstunde einen vollständigen Ueberblick über sein System geben solle, an dem der Philosoph sein ganzes Leben geschaffen. Und als er in schlechtem Französisch diese unmögliche Aufgabe versuchte, unterbrach sie ihn mit einer Münchhausen-Anekdote und meinte, sein „Ich" ähnle dem Aermel, an dem sich der Lügenbaron selbst über einen Fluß gezogen habe. Daraufhin verließ Fichte empört das Zimmer, und niemals durfte man ihm wieder von Frau von Staël sprechen.

Bunte Chronik.

Deutschlands Glockenstube. C. K. In diesen Wochen und Monden, in denen so viele unserer deutschen Glocken zum Schmelzofen wandern müssen, um sich dort in Kriegswaffen zu wandeln, mag es angebracht erscheinen, einen Blick in Deutschlands Glockenstube zu werfen. Wie groß der Besitz Deutschlands an Glocken ist, dafür fehlten bisher alle zuverlässigen Aufstellungen; solche dürfte vielmehr erst die jetzt — im Kriege und zu Kriegszwecken — erfolgte Aufnahme geliefert haben, deren Ergebnis aber natürlich noch nicht bekannt gegeben werden darf. Immerhin mag man auch noch nur schätzungsweiser Berechnung, daß es sich um einen recht ansehnlichen Glockenbestand handelt. Die älteste — heute noch erhaltene — Glocke in Deutschland, eine reichverzierte, befindet sich, von Gott[illegible] im [illegible]-Museum zu Köln, von den [illegible] Glocken [illegible] das ehrwürdige Alter ihr [illegible] eine Glocke zu Iggelheim bei Magdeburg. [illegible] Ungeheuer viel wert[illegible] [illegible] Frankfurter [illegible] in den Kirchstädten [illegible]

[illegible]

Glocken nicht erreichen. Eine ganz besondere Verherrlichung haben unsere Glocken in der deutschen Dichtung gefunden. Von Glocken erzählt ja bereits das Nibelungenlied, von ihnen singen und sagen schon Hans Sachs und Walter von der Vogelweide, und ungezählte deutsche Dichter der neueren Zeit haben den Glocken ein Loblied gesungen. Goethe läßt bekanntlich im „Faust" den Mephisto von dem „widrigen Geklingel" sprechen, aber dieser Widerwille gegen das Glockengeläut, den der Geist der Verneinung bekundet, ist ja nur ein Zeichen dafür, wie sehr die eingewurzelte Liebe zu den Glocken ihm ein Dorn im Auge war.

Die Seuchen im Weltkrieg. Die Befürchtung, daß die unvermeidlichen Begleiter jedes Feldzuges, die Seuchen, bei der Ausbreitung und Dauer des Krieges in tragischer Weise wirken nehmen könnten, hat sich, wie in einem für die Gesamtlage derzeitigen kritischen Rückblick mit Leichtigkeit festgestellt werden kann, glücklicherweise als vollkommen irrig erwiesen. Dies ist der Verbesserung aller hygienischen Einrichtungen zu verdanken, für die gerade bei uns besondere Sorge getragen wurde. Daß natürlich trotzdem Seuchen in beschränktem Umfange auftraten, ist selbstverständlich, doch forderten sie verhältnismäßig viel weniger Opfer als in früheren Kriegen. Am merkbarsten traten, wie eine Uebersicht in Prometheus feststellt, Cholera, Unterleibstyphus, Ruhr und Fleckfieber hervor. Gleich zu Kriegsbeginn wurden die russischen Armeen von der Cholera heimgesucht, wie ja überhaupt die Russen am meisten unter den Seuchen zu leiden hatten und vielfach ihre Einschleppung verschuldeten. Die Schutzimpfung gegen Cholera hat sich sehr bewährt. Unter 91 224 zweimal Geimpften erkrankten nur 0,7 Prozent, unter 14 543 einmal Geimpften 4,25 Prozent, endlich unter 8[illegible] Nichtgeimpften 9,20 Prozent. Im Rahmen des deutschen Heeres wurden aus den oben angeführten Gründen fast ausschließlich die Truppen im Osten von der Cholera betroffen. Wie stark die sanitären Maßnahmen wirkten und wie vorsichtig auch die Ernährung durchgeführt wurde, ersieht man am besten daraus, daß im Westen insgesamt nur 13 Cholerafälle beobachtet werden konnten. Da der Unterleibstyphus nach wie vor auch ohne Krieg als die allgemeine Infektionskrankheit Europas zu betrachten ist, trat er im Kriege natürlich viel stärker hervor, nach einer allgemeinen Abschätzung ungefähr neunmal so stark wie die Cholera. Aber auch hier wirkte die Schutzimpfung äußerst günstig, so daß die Zahl der Erkrankungen im zweiten Kriegsjahre fortwährend tiefer sank. Wie beim Unterleibstyphus, so konnte man auch bei den als Ruhr bezeichneten Krankheiten keine einheitliche Ursache feststellen. In der Hauptsache kamen aber bei Erregung der Ruhr die echten Ruhrbazillen und die Pseudodysenteriebazillen in Betracht. Einwandfrei festgestellt wurde, daß die Ruhrerkrankungen diesmal einen viel milderen Charakter trugen als in früheren Kriegen. Das Fleckfieber endlich hat zu eifrigen Forschungen nach seinem Erreger Veranlassung gegeben. Die Frage konnte zwar bis heute nicht völlig geklärt werden, doch steht fest, daß die Ansteckung durch die Kleiderlaus vermittelt wird, und so ergab sich als das beste Vorbeugungsmittel die Läusebekämpfung. Heute ist eine Seuchengefahr großen Stils nach den bisherigen Erfahrungen und Erfolgen ein Ding der Unmöglichkeit, aber selbst in der gefährlichen ersten Kriegszeit nahmen die Seuchen nie so stark überhand, daß sie der Schlagfertigkeit des Heeres auch im kleinsten Maßstabe zum Schaden gereicht hätten.

Bildende Künste.

Kupferstichkabinett. Der Saal der neuen Erwerbungen bringt in seiner Juli-Ausstellung Werke älterer Meister des neunzehnten Jahrhunderts zur Ansicht. Den größten Anteil stellt dabei Ludwig Richter mit mechanischen Vergrößerungen seiner beliebten Oster-, Pfingst- und Weihnachtsbilder und einigen anderen Arbeiten, die mit ihrer friedvollen Feierabendstimmung gar wundersam in unserer von Kriegslärm erfüllten Zeit stehen. Sein wesensverwandter Zeitgenosse Moritz v. Schwind ist mit einigen Holzschnitten zu den Münchner Bilderbogen und einem Gedenkblatt für die Münchner Kunstausstellung von 1858 vertreten. Großes Interesse erweckt ferner eine Anzahl prächtiger Lithographien des Frankfurters Peter Becker aus dem Saar-Album, die das Charakteristische der Landschaft bei aller liebevollen Durchbildung des einzelnen mit großer Wärme anschaulich machen. Etwas nüchtern dagegen wirkt die „Gelehrtengesellschaft" von einem unbekannten Meister aus der Frühzeit lithographischen Schaffens. Als ein wertvolles Blatt muß weiter der humorvolle Holzschnittprobedruck zu „Knüppel aus dem Sack" von Eugen Neureuther erwähnt werden. Von Adolf Menzel sehen wir einen Steindruck mit dem Bildnis Friedrich Wilhelms I. und einen Holzschnittprobedruck mit dem des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Aufmerksam sei ferner auf das Exlibris von Richard Schönkopf, eine Originalradierung von Goethe, gemacht. Auch die Weihnachtsbilder vom Grafen Pocci und die Dresdner Staffage-Figuren von A. Lehmann seien genannt. Von den Handzeichnungen interessieren besonders eine Ansicht des alten Opernhauses in Dresden in Bleistiftzeichnung von Gottfried Semper und eine Skizze zum „barmherzigen Samariter" von Heinrich Franz-Dreher. — Die Schaukästen enthalten verschiedene ältere Buchausgaben mit Illustrationen von Menzel, Schwind, Richter, Neureuther, Pocci, Konewka u. a. m. W.

Dresdner Kalender.

Theater am 14. Juli. Albert-Theater: Die Tängerin (8). — Residenz-Theater: Krieg im Frieden (8). — Zentral-Theater: Der siebente Tag (8).

Kleine Mitteilungen.

Dr. Moritz Hoernes, Professor der prähistorischen Archäologie an der Wiener Universität, ist im 66. Lebensjahre gestorben.

In die französische Akademie wurde der Komödien- und Romandichter Alfred Capus aufgenommen.

Eine Gemäldegalerie und Nationalbibliothek ist in Konstantinopel errichtet worden, die Bilder osmanischer und ausländischer Maler enthält. Sie soll baldigst ergänzt werden durch Schenkungen und Wanderausstellungen in der Provinz.

Vereinigte Dresdner Arbeiter-Jugend.

Gruppe Altstadt: Der Vortrag des Gen. [illegible] findet heute bestimmt statt.

Sportkartell.

Arbeiterturnen, Dresden-N., Abteilung [illegible]. Während der Ferien kein Turnen in der Turnhalle [illegible] Turner und Turnerinnen [illegible]

[illegible]